Karin Höpker und Antje Kley
Literatur und Wissen

„Life Science“ und „The Pursuit of Happiness“ in Richard Powers’
Das größere Glück (2009)

Abstract: Was leistet die Gegenwartsliteratur für die Reflexion von Wissensproduktion, ihrer medialen Vermittlung und ihrer gesellschaftlichen Relevanz? Eine Lektüre von Richard Powers’ Wissenschaftsroman *Generosity: An Enhancement* (dt. *Das größere Glück*) geht diesen Fragen exemplarisch nach. Der Text entwirft eine fiktionale Welt, in der das Streben nach Glück – „The Pursuit of Happiness“ – zur vorherrschenden gesellschaftlichen Logik geworden ist. In einem Kräftefeld aus Optimierungszwängen und weitreichender Ökonomisierung des Sozialen sind Medizin und Industrie auf die Bedürfnisprofile individueller Endverbraucher zugeschnitten, die sich selbst zum unternehmerischen Projekt geworden sind. Powers’ Roman zeigt eine biomedizinisch geprägte Gesellschaft, in der ein Denken in zukünftigen Wahrscheinlichkeiten und statistischer Distribution eine expandierende Dynamik aus Selbstermächtigung und biopolitischer Selbstregulierung antreibt. In einem erzählerischen Experiment bricht der Roman eine Lanze für einen bewussten Umgang mit der Kontingenz von Welterklärungsmodellen und mit den ethischen und politischen Implikationen, die sich ergeben, wenn wir spezifischen Formen der Wissensproduktion Erklärungshoheit einräumen.

1 Einleitung

Was leistet die Gegenwartsliteratur für die Reflexion von Wissensproduktion, ihrer medialen Vermittlung und ihrer gesellschaftlichen Relevanz? Um diesen Fragen nachzugehen, werden wir uns im Folgenden einem Text widmen, der sich in literarischer Form mit der Herstellung und mit der medialen Verbreitung biotechnologischen Wissens befasst.¹ Denn der 2009 veröffentlichte Roman *Generosity. An Enhancement* (dt. *Das größere Glück*) des amerikanischen Gegenwartsautors Richard Powers beobachtet die polykontexturalen und eigendynamischen Pro-

¹ Dieses gemeinsame Projekt zur literarischen und naturwissenschaftlichen Wissensproduktion verdankt wichtige Impulse dem Forschungskontext von „Bio-Objects and Bio-Subjects“, einem weiteren interdisziplinären Projekt, das durch die Emerging Fields Initiative an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg gefördert wird.

zesse an der Schnittstelle von Wissenschaft, Medien und postindustrieller Gesellschaft.² Dazu entwirft der Text eine fiktionale Welt, in der das Streben nach Glück – ‚The Pursuit of Happiness‘ – zur vorherrschenden gesellschaftlichen Logik geworden ist.

In dieser Welt versprechen Werbeslogans „[t]otal satisfaction ... plus so much more“ (3) und fordern KonsumentInnen auf, sich psychisch und kognitiv zu perfektionieren: „*Outpsych your tyke. Want to know what makes the planet tick? Make your life just a little perfecter.*“ (4, Herv. im Orig.) Nahrungsergänzungsmittel, Stimmungsaufheller und Psychopharmaka sowie elektronisch gesteuerte prothetische Hilfsmittel sind allgegenwärtig und jährlich erscheinen rund 2000 neue *Self-help*-Titel (38). Psychologische Beratungsstellen unterstützen emotional stabilisierende Selbsttechnologien, und College-Psychologin Candace Weld begeistert sich für „the untapped ability of any human temperament to recompose itself. Everyone could be redeemed, given the right combination of behavioral adjustment, medical intervention and talk“ (85). Der *Creative-writing*-Dozent Russell Stone editiert Beiträge für das *Self-improvement*-Magazin „Becoming You“, und der Biowissenschaftler Thomas Kurton ist überzeugt, dass Glück chemisch herstellbar und Alter heilbar ist (40, 57). In der programmatisch betitelten Fernsehshow „Over the Limit“ wirbt Kurton für die selbstbestimmte technologische Verbesserung des Lebens:

Enhancement. Why shouldn't we make ourselves better than we are now? We're incomplete. Why leave something as fabulous as life up to chance? [...] Superdrugs, smart drugs. Healthier people. Stronger people. Smarter people ... The first person to live to one hundred and fifty has already been born. [...] We're heading toward something glorious. Something better than anyone alive can imagine. (19–21)

Das emotionale Selbstmanagement im Sinne hyperbolischer zukunftsorientierter Versprechen gehört zum kulturellen Erwartungshorizont der erzählten Welt der US-amerikanischen postindustriellen Gesellschaft und verpflichtet das „unternehmerische Selbst“ auf konstante Verbesserungsleistungen.³ In diesem Kräftefeld aus Optimierungszwängen und weitreichender Ökonomisierung des

² Richard Powers: *Generosity. An Enhancement*. New York: Farrar, Straus and Giroux, 2009. Im Folgenden werden Zitate aus Powers' Roman direkt – im Haupttext wie in den Fußnoten – in Klammern hinter der entsprechenden Stelle angeführt. Die Angaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

³ Das unternehmerische Selbst ist wettbewerbsorientiert, will Gewinnchancen nutzen und innovativ sein, und ist noch am Rande der Überforderung bereit, Risiken einzugehen. Vgl. Ulrich Bröckling: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.

Sozialen sind Genetik, Neurologie, Psychopharmakologie, positive Psychologie und *Self-help*-Industrie auf die spezifischen Bedürfnisprofile einzelner Endverbraucher zugeschnitten, und Werbe- und Unterhaltungsindustrie vermarkten umfassende Ernährungs- und Bewegungsprogramme ebenso wie neueste Kommunikationstechnologien an Individuen, die sich selbst zum unternehmerischen Projekt geworden sind. Dabei lotet der Roman das Ineinanderwirken sozialer, wissenschaftlicher und medialer Mechanismen der Wissensproduktion aus und weist sowohl narrative als auch wissenschaftliche Beobachtungs- und Beschreibungsvorgänge als hochkomplex aus.

2 Powers' Wissenschaftsromane und *Das größere Glück*

Seit 1985 hat Richard Powers zehn umfangreich und präzise recherchierte Ideenromane vorgelegt, deren Interesse den medialen, technologischen und wissenschaftlichen Prägungen individueller und kollektiver Handlungsspielräume gilt; darunter zuletzt die auch in Deutschland vielfach verkauften Titel *Plowing the Dark* (2000; dt. *Schattenflucht*) – ein analog zu einer Doppelhelix angelegter Text aus zwei (nur durch schwache Verbindungen) parallelisierten Plotsträngen, die sich um ein computertechnologisches und ein existentiell bedingtes Welterschöpfungsszenario ranken –, *The Time of Our Singing* (2003; dt. *Der Klang der Zeit*) – ein Text, dessen Exploration rassistischer Spannungen zwischen schwarzen und weißen Bevölkerungsgruppen im Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts mit Bezügen zur klassischen Musik und zur Allgemeinen Relativitätstheorie arbeitet – und der mit dem National Book Award ausgezeichnete Roman *The Echo Maker* (2006; dt. *Das Echo der Erinnerung*), der von einem Gedächtnisverlust infolge eines Autounfalls erzählt und mit neurowissenschaftlichen und narrativ-psychologischen Erklärungsversuchen Möglichkeiten auslotet, dem Protagonisten wieder Zugang zu einer tragfähigen Identitäts- und Wirklichkeitsmatrix zu eröffnen.

Powers' Texte inszenieren wissenschaftlich, kulturell, technologisch und medial produzierte Kräftefelder, verorten diese in Raum und Zeit und erforschen deren sozialtechnologische Wirkungen auf Individuen und Gruppendynamiken.⁴ Seine fiktionalen Romanwelten brechen unterschiedlichste Wissensbereiche

⁴ Powers selbst studierte zunächst Physik, erwarb einen M. A. in Englisch, arbeitete als Programmierer und begann mit dem literarischen Schreiben. In einem Interview erläutert er diese Umorientierung damit, dass der literarische Interdiskurs es ermöglicht, die Grenzen funktional ausdifferenzierter und streng bewachter Wissensbereiche zu überschreiten und Verbindungen

durch die literarische Repräsentation zweiter Ordnung, sie stellen die populäre Dichotomie zwischen den von C. P. Snow 1959 konstatierten zwei Kulturen der empirisch-technischen Naturwissenschaften und der imaginativen Geisteswissenschaften bzw. der Literatur infrage, ohne deren methodologische Differenzen zu nivellieren. Sie entwickeln ein Verständnis von Wissenschaft und Literatur als zweier Modi der Formulierung von „Propositions about Life“, von Hypothesen über das Leben – Modi mit jeweils spezifischen Möglichkeiten und Grenzen.⁵ Dabei zeichnet sich die fiktionale Modellbildung durch die Möglichkeit aus, die prinzipielle Kontingenz und lediglich hypothetische Abgeschlossenheit von Modellbildungen auszuweisen. So problematisieren Powers' Texte Beobachtungsvorgänge und damit die Grundlage des Wissenserwerbs. Sie zeichnen sich durch die selbstreflexive Infragestellung der Grenze zwischen Fakt und Fiktion aus, durch die Verbindung postmodernistischer und realistischer Erzählkonventionen, durch in der Regel mehrfache Plotstränge sowie durch ihre bildreiche und mitunter enzyklopädisch anmutende Prosa, mit der sich der Autor wiederholt den Vorwurf einhandelte, er schreibe verkopfte Texte. Als literarische Versuchsanordnungen testen und erweitern Powers' Romane die analytischen Leistungen der Fiktion; sie artikulieren spekulative Selbst- und Weltverständnisse, deren ordnende Kraft sich an den Komplexitäten der Gegenwart messen muss.⁶ Auch Powers' Roman *Das größere Glück* ist in diesem Sinne der literarisch-selbstreflexiven Wissenschaftsfiktion zuzuordnen.

Chicago im Winter, wenige Jahre nach der Jahrtausendwende. In fünf Kapiteln, die einer klassischen Spannungskurve folgen,⁷ vermittelt eine heterodiegetische Erzählinstanz die Geschichte der öffentlichen Entdeckung einer außergewöhnlich positiven emotionalen Grunddisposition bei der 23-jährigen Thassadit Amzwar, einer kanadisch-algerischen Filmstudentin. Zunächst wechselt der Text hin und her zwischen narrativen Segmenten um Dozent und TeilnehmerInnen eines *Creative-writing*-Kurses, darunter Thassa, und einer Episode der fiktiven

herzustellen, die sich hochspezialisierter wissenschaftlicher Arbeit strukturell verböten. Vgl. Richard Powers: *The Last Generalist*. Interview with Jeffrey Williams. In: *Cultural Logic* 2.2 (1999). <http://www.eserver.org/clogic/2-2/williams.html> (14. April 2015).

5 Jan Kucharzewski: *Propositions about Life. Reengaging Literature and Science*. Heidelberg: Winter, 2011.

6 Antje Kley und Jan Kucharzewski: Introduction. In: *Ideas of Order. Narrative Patterns in the Novels of Richard Powers*. Hrsg. von Antje Kley und Jan Kucharzewski. Heidelberg: Winter, 2012. S. 9–20.

7 Die Struktur aus Exposition, steigender Handlung, Höhepunkt und Peripetie, fallender Handlung und retardierendem Moment, Katastrophe und, in Antizipation eines „collective need for happier endings“ (295), alternativem Ende folgt, wie der Roman an anderer Stelle reflektiert, dem Modell des Freytag'schen Dreiecks.

TV-Wissenschaftsshow „Over the Limit“, die die Arbeit des charismatischen Genetikers Thomas Kurton populär aufbereitet. Als sich Thassa erfolgreich gegen den Vergewaltigungsversuch eines Mitstudenten wehrt, lässt sich ihr Dozent Russell Stone in einem polizeilichen Verhör zu dem ungeschickten Erklärungsversuch verleiten, Thassa sei möglicherweise *hyperthymic* – ein Begriff, mit dem im Roman der sehr seltene Fall einer stabilen, außergewöhnlich glücklichen Persönlichkeitsstruktur benannt wird. Mit der medialen Verbreitung dieser Diagnose konvergieren ab dem dritten Kapitel die zunächst getrennt geführten Plotstränge, und die Geschichte der öffentlichen Objektivierung Thassas nimmt ihren Lauf. Eine buchstäbliche ‚Pursuit of Happiness‘, eine Jagd auf das Phänomen eines unwahrscheinlichen und unmotiviert erscheinenden andauernden Glückszustandes beginnt.

Thassas außergewöhnliche Gefühlsdisposition gerät in das automatisierte Suchraster von Kurtons Biotechfirma Truecyte, die gerade kurz vor der Veröffentlichung einer umfangreichen Studie zur genetischen Ausstattung von emotional besonders gesunden Menschen steht (121–123). Die Studie identifiziert Korrelationen zwischen bestimmten Genen bzw. ihren allelomorphen Ausprägungen und hohen Levels des persönlichen Wohlbefindens. Diese genetischen Netzwerke sollen für zwei Drittel der Erblichkeit des emotionalen Temperaments verantwortlich sein. Thassa erweist sich als „the missing datum“, das für eine hochprofilierter Veröffentlichung der Ergebnisse noch fehlte (128).⁸ Nach ausführlichen Labortests an Thassa veröffentlicht Kurton seine Studie und läutet auf einer Pressekonferenz „a new era in our understanding of the foundation of emotion“ (181) ein. Die multimediale Kommunikation der Ergebnisse macht aus den komplex bedingten Korrelationen der Studie blitzschnell und höchst öffentlichkeitswirksam die Entdeckung des „happiness gene“ (181) – einer Formel, die sich bald verselbstständigt (194–195). Quasi perfekt getimt kann die Nachricht im Kontext von negativen Kriegs-, Klima-, Ernährungs- und Finanznachrichten glänzen. Obwohl Kurton darauf hinweist, lediglich eine Korrelation identifiziert zu haben, schürt die „sexy“ *Science Show*, die er zur populären Verbreitung seiner Arbeit nutzt, den Machbarkeitswahn: „[S]trengthen, sharpen, enhance your chromosomes, be smarter, healthier, and truer. Thrive and be what you want, feeding every need. Live forever, suffused in joy“ (190). Vollmundig und ohne Rücksicht auf die problematischen Wirkungen seiner Aussagen, verkündet Kurton vor laufenden Kameras: „I don’t believe in God, but I do believe that it’s humanity’s job to bring

⁸ Thassas genetische Disposition, der „happiness jackpot“ (166) der genetischen Lotterie, ist genau jener statistische ‚Outlier‘, der zur Verifizierung der Studie noch fehlte – „a candidate whose alleles confirm their extreme-end predictions“ (155).

God about“ (190). Online-Magazine, *Late-night*-Talkshows und soziale Netzwerke schalten sich ein – und der „madly democratic chorus“ der wissenschaftlichen Community hypt den Fall auch dort, wo er zu Vorsicht mahnt (192). Thassas Genom gewinnt ein mediales Eigenleben, und es dauert nicht lange, bis dessen Trägerin identifiziert ist und sich vor Emails und Interviewanfragen nicht mehr retten kann. Um ihr Leben zurückzugewinnen und zu beweisen, dass sie kein „*freak of nature*“ ist (173, Herv. im Orig.), entschließt sich Thassa, in der „Oona Show“ aufzutreten. Dort allerdings wird sie präsentiert wie eine „trained seal of elation“ (220) und erlebt öffentlich beinahe einen psychischen Zusammenbruch (221). Anschließend werden Thassa von einer Klinik 32.000 Dollar für ihre Eizellen geboten, mehr als ihr Bruder in Algerien in Jahren verdienen könnte. Dass sie das Angebot nicht ausschlägt, löst erneut eine nationale Debatte aus, die Kongress-abgeordnete, *Megachurch*-Prediger und die unterschiedlichsten Fernseh- und Internetformate mit ihrer je eigenen Agenda auf den Plan ruft. ‚The Pursuit of Happiness‘ schlägt in eine landesweite, medial gestützte Hetzjagd auf Thassa um, deren Verzweiflung in einem Suizidversuch mit unklarem Ausgang mündet.

3 ‚The Pursuit of Happiness‘ in biomedizinischen Regimen

Wenn Powers' Roman sich mit der Frage nach dem menschlichen Streben nach Glück auseinandersetzt, so ruft er eine historische ‚Große Erzählung‘ auf, die einen wesentlichen Teil des individuellen wie kollektiven Selbstverständnisses in der amerikanischen Gesellschaft prägt. ‚The Pursuit of Happiness‘ ist in der Präambel der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 auf der Grundlage des Naturrechts als ein unveräußerliches Menschenrecht festgeschrieben, das die Möglichkeit eröffnet, ökonomische, religiöse und moralische Interessen frei zu verfolgen. Die Formulierung ruft unterschiedliche Bedeutungsdimensionen auf, die sich in der Tradition John Lockes sowohl auf das private, individuelle, als auch, wie durch die schottische Moralphilosophie vermittelt, auf das öffentliche, kollektive Glück beziehen. Beide Dimensionen verweisen auf eine zukunftsorientierte, produktive Kraft, die für Generationen von Amerikanern die Möglichkeit der Erneuerung präsent gehalten hat und als wesentliche Bezugsgröße jedem Leistungs-, Kreativitäts-, Optimierungs- und Veränderungsdiskurs zugrunde liegt. Diese vielgestaltige Kraft hat in *Generosity* konsequent potenzierte, aber auch stark verengte Formen angenommen. Die möglichst passgenaue, biochemische Herstellung persönlichen Glücks, die am Individuum lediglich als einem zahlenden und konsumierenden Endverbraucher Interesse hat, lässt,

wie der Roman deutlich macht, vieles hinter sich. Vor allem verabschiedet sie sich von der Orientierung der strebenden Praxis an Zielen, die sowohl das Individuum als auch Kollektive und Gemeinschaften im Blick haben, sowie vom Bewusstsein für die Tatsache, dass die sozialen, kulturellen und biographischen Umweltvoraussetzungen für emotionale Dispositionen höchst disparat sind und eine Vielzahl von Faktoren ins Spiel bringen, die nicht problemlos homogenisiert oder statistisch eingeebnet werden können.

Vor dem Hintergrund dieser ‚Großen Erzählung‘ zeigt der Text, wie individuelle und kollektive Sinnstiftungs- und Selbstverständigungsprozesse ganz wesentlich auf der Kulturtechnik des Erzählens beruhen. Er macht auch deutlich, in welchem wesentlichem Maße die Formen narrativer Kommunikation, welche die Geschichten menschlicher Leben, Subjektivität und Identität prägen, von diskursiven Konstellationen innerhalb biomedizinischer Episteme bestimmt werden: Muster und Formen der Wissensproduktion prägen die Narrative, innerhalb derer Subjekte die Erzählungen ihrer Leben formulieren und in Handlungsstrukturen spinnen. Faktoren einer solchen Prägung sind die rapide Verbreitung und Popularisierung biomedizinischer Erkenntnisse, die schlaglichtartig selbst alltagsweltliche Lebensbedingungen und -umstände durchdringen, genauso wie der omnipräsent erscheinende Zugriff auf umfassende Online-Ressourcen. Das Internet macht neue Ergebnisse pharmazeutischer Studien ebenso zugänglich wie eine Vielzahl ‚googlebarer‘ Information über beliebige Mitmenschen, und es befördert umgekehrt die exponentielle Verbreitung medial spezifischer Erzähl- und Kommunikationsformen wie die konfessionalen Rhetoriken und Selbstdarstellungsmodi des Online-Blogs.

Innerhalb eines vorherrschenden biomedizinischen Regimes haben sich traditionell binär gefasste Verhältnisse von Norm und Abweichung, geistiger Gesundheit und sich ausdifferenzierenden Krankheitsbildern verkompliziert.⁹ Wie Russells Figur und ihr komplexes Verhältnis zu Narrativen von Glück und Depression deutlich zeigt, schafft das Verwischen solcher Grenzziehungen zwar vordergründig neuen Raum für alternative Formen von Individualität, aber es schränkt individuelle Freiheit auch drastisch ein: Indem sich für die Zukunft des Einzelnen neue Zonen hochgradiger Unbestimmtheit etablieren, wird dem Einzelnen eine deutlich höhere Verantwortung in Sachen Selbst- und Risikomanagement zugewiesen. Realweltlich erfasst eine wachsende Anzahl vor allem britischer und amerikanischer soziologischer Studien mit Begriffen wie

⁹ Zu einer ausführlichen Diskussion biomedizinischer Diskurse siehe auch Karin Hoepker: *Happiness in Distress – Richard Powers' Generosity and Narratives of the Biomedical Self*. In: *Ideas of Order: Narrative Patterns in the Novels of Richard Powers*. Hrsg. von Antje Kley und Jan Kucharczyk. Heidelberg: Winter, 2012. S. 285–312.

‚Biomedicalization‘ oder ‚Pharmazeutisierung von Gesellschaft‘ eine Entwicklung, in der sich Pathologien von der Diagnostik bereits akuter Krankheiten zu Erhebungen von Dispositionen und Krankheitspotentialen hin verschieben.¹⁰ Wenn sich beispielsweise anhand von Familiengenealogien und genanalytischen diagnostischen Verfahren eine (durchaus problematisch zu sehende) statistische Wahrscheinlichkeit für bestimmte zukünftige Krankheitsverläufe erheben lässt, so ergibt sich daraus suggestiv eine Handlungsanweisung zur möglichen Vermeidung. Die Tendenz zur präventiven Medikation – zur Einteilung in Risiko- und daraus resultierenden Risiko-Vermeidungsgruppen – stellt dabei nicht nur eine Ermöglichung und Ermächtigung zum besseren, längeren, gesünderen Leben dar, sondern umgekehrt auch eine Verpflichtung zur selbstverantwortlichen Verwaltung des eigenen Lebenswandels. Dadurch wird eine Regulierung des individuellen Körpers über ausgeklügelte – und für wachsende Industriezweige ökonomisch höchst profitable – Regime aus spezifischen Diäten und Ernährungsweisen, Erwerb und Erhalt gruppenspezifischer körperlicher Fitness usw. befördert. Der Soziologe Nikolas Rose bezeichnet diese doppelte Dynamik aus Selbstermächtigung und Selbstregulierung, die in vielerlei Hinsicht als internalisierte Verlängerung eines biopolitischen Zugriffs auf den Körper individualisierter Subjekte zu verstehen ist, als ‚Ethopolitik‘ („ethopolitics“). In *The Politics of Life Itself*, seinem Buch zu Biomedizin, Macht und Subjektivität von 2006, beschreibt er „ethopolitics“ als einen an das Individuum gerichteten Handlungsimperativ gegenwärtiger westlicher Gesellschaftsformen:

10 Mit ‚Biomedizinierung‘ beschäftigen sich u. a. Adele E. Clarke, Nick J. Fox und Nikolas Rose, mit ‚Pharmazeutisierung‘ Simon J. Williams, Paul Martin u. a. Insbesondere der Terminus der ‚Biomedizin‘ bezieht sich als hybrider Sammelbegriff auf jenes Feld aus Wissen, Praktiken und Techniken, welches das Subjekt über einen engverschnittenen Referenzrahmen biologischer und medizinischer Betrachtung adressiert. Zur Produktion und Verbreitung solcher Wissensformen in modernen, westlichen Gesellschaften vgl. z. B. Adele E. Clarke u. a.: Biomedicalization. Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine. In: *American Sociological Review* 68.2 (April 2003). S. 161–194, hier S. 161; Peter Conrad: The Discovery of Hyperkinesis. Notes on the Medicalization of Deviant Behavior. In: *Social Problems* 23 (1975). S. 12–21; Eliot Freidson: *Professionalism. The Third Logic*. Chicago: University of Chicago Press, 2001; Irving Zola: Medicine as an Institution of Social Control. In: *Sociological Review* 20 (1972). S. 487–504; Paul Rabinow und Nikolas Rose: Biopower Today. In: *Biosocieties* 1 (2006). S. 195–217; Paul Rabinow: Artificiality and Enlightenment. From Sociobiology to Biosociality. In: *Incorporations*. Hrsg. von John Crary und Sanford Winter. New York: Zone Books, 1992. S. 234–252; Nikolas Rose: *The Politics of Life Itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century*. Princeton, NJ: Princeton UP, 2006; ders.: Identity, Genealogy, History. In: *Questions of Cultural Identity*. Hrsg. von Stuart Hall und Paul Du Gay. Thousand Oaks, CA: Sage, 1996. S. 128–150; ders.: Neurochemical Selves. In: *Society* 41 (November/Dezember 2003). S. 46–60; ders.: *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*. New York: Free Association Books, 1999.

In the politics of our present, notably in the revival of communitarian themes, the ethos of human existence – the sentiments, moral nature, or guiding beliefs of persons, groups, or institutions – has come to provide the “medium” within which self-government of the autonomous individual can be connected up with imperatives of good government. If “discipline” individualizes and normalizes, and “biopolitics” collectivizes and socializes, “ethopolitics” concerns itself with the self-techniques by which human beings should judge and act upon themselves to make themselves better than they are.¹¹

Dieser Komplex aus Handlungsimperativen, der Individuen in enge Regularien aus Risikoprävention und Arbeit am Selbst einspannt, wird in Powers' Roman, der nicht umsonst *An Enhancement* im Untertitel führt, auf unterschiedlichste Weise evoziert. Er bestimmt das Handeln aller Figuren, sei es, weil sie sich explizit danach richten, sei es, weil sie sich implizit diesen Zwängen zu entziehen versuchen.

Russell fungiert für die LeserInnen als Protagonist und *Focalizer*, als Jedermann und diegetischer Orientierungspunkt fiktionaler Normalität. Während wir Stück für Stück mehr über Russells Biographie, seine medizinische Familiengeschichte, seine Verhaltensmuster aus Ängsten und Vermeidungshaltungen usw. erfahren, erscheint seine „Normalität“ allerdings zunehmend als prekäreres Produkt aufwendiger und sorgsamer Pflege. Denn Russell selbst empfindet seine psychische Befindlichkeit wie auch die Aufrechterhaltung seiner sozialen Funktions- und Interaktionsfähigkeit als instabil und bedroht. Er unterwirft sich einem omnipräsenten, wenn auch nie voll artikulierten Regime aus Selbstregulierung und Selbstmedikation, das vom sorgsam Vermeiden emotional zu stark affizierender Literatur (138) bis zur Einnahme von Lorazepam als Angstlöser vor einem Date reicht (189). Russells hochintelligenter Bruder, der nach Russells Vermutung unter dem Asperger-Syndrom leidet, zieht es vor, Satellitenschüsseln zu installieren, und experimentiert nebenbei mit der Optimierung seines persönlichen Cocktails aus Psychopharmaka und Nahrungsergänzungsmitteln. Und selbst Candace, die alleinerziehende College-Psychologin, unterwirft sich strikten, selbst aufgestellten Kriterien professioneller Selbstbeobachtung, deren Regeln einer ethopolitischen Hermeneutik des Verdachts folgen. Hinter deren Rigidität verblasst jede Supervision, als Candace jeglichen freundschaftlichen Kontakt mit Thassa aufkündigt aus Angst, die Grenzen ihrer Professionalität zu verwischen (211).¹²

¹¹ Rose: *Politics of Life Itself*, S. 27. Für eine Einführung zu Biosozialität und Ethopolitik vgl. Kapitel 7 („The End and Reinvention of Nature“) in Thomas Lemke: *Biopolitics. An Advanced Introduction*. New York: NYU Press, 2011. S. 93–104.

¹² Candaces eigene Biographie lässt sie übervorsichtig handeln, was die Wahrung professioneller Distanz zu Patienten angeht, denn sie misstraut hier ihrer Selbsteinschätzung aufgrund dreier „major miscalculations“ in der Vergangenheit (eine davon traumatisch markiert durch den Selbstmordversuch eines Patienten).

Wie Powers' Roman deutlich demonstriert, zeichnen sich gegenwärtige biomedizinisch geprägte Gesellschaftsformen dadurch aus, dass ein Denken binärer Normativität durch ein Denken in zukünftigen Wahrscheinlichkeiten und statistischer Distribution ersetzt wird. Innerhalb der neu entstandenen, flexiblen Normativität einer internalisierten Ethopolitik wird die Option, *keine* Vorkehrungen zur Vermeidung von Risiken zu treffen, zur problematischen Entscheidung. Das entsprechende Nicht-Handeln wird als willentliche Nachlässigkeit interpretiert, als Versäumnis, jene optimalen Umstände zu schaffen, die Gesundheit, Wohlbefinden und zukünftigen Erfolg erst möglich machen – und damit letzten Endes als ein Versagen in der Verantwortung gegenüber der eigenen Möglichkeitsoptimierung und jener der biologischen Nachkommenschaft. Innerhalb dieser, in Powers' Roman vorherrschenden gesellschaftlichen Logik erklärt sich auch, weshalb das bloße Erscheinen von Thassa und die biomedizinische Verheißung, die an die „Entschlüsselung“ ihres „Glücksgenoms“ gekoppelt scheint, eine solch überwältigende Spirale aus Ängsten und Begehrlichkeiten auslöst.

Deutlich wird diese Dynamik etwa an der Reaktion diverser (Eltern-)Paare, für die sich mit der Sequenzierung von Thassas Erbgut und dem vermeintlichen Beweis für eine genetische Neigung zu emotionaler Gesundheit und zum Glücklichsein der Druck einer Möglichkeitsoptimierung für zukünftige Nachkommen drastisch erhöht (217–218). Diverse reproduktionsmedizinische Unternehmen reagieren sofort, denn für sie bedeutet sowohl das biomolekulare Wissen um Thassas genetische Verfasstheit als auch die Möglichkeit eines ganz konkreten Zugriffs auf ihr Erbgut bares Geld und einen immensen Marktvorteil. Die von Kurton propagierte genetisch orientierte Biomedizin steht ganz im Zeichen einer solchen Ermöglichung des Kommenden mit dem Ziel einer utopisch anmutenden evolutionären ‚Verbesserung‘ der menschlichen Spezies. Kurton vermarktet schon jetzt biomedizinisches Wissen als Schlüssel zu Prävention und „Enhancement“; das Nicht-Treffen von Vorsichtsmaßnahmen wird damit zur leichtsinnigen Gefährdung, denn unter dem Aspekt statistisch geprägter Präventivmedizin ist jede menschliche Population immer schon potentiell und präsymptomatisch krank. Scheinbare Normalität innerhalb gewisser Parameter oder gegenwärtige Gesundheit bedeuten lediglich, dass Risiken noch nicht umfassend erhoben wurden, Neigungen und Prädispositionen (zu Syndromen wie Adipositas, Diabetes, hohem Blutdruck oder Alzheimer) noch nicht diagnostiziert wurden und Krankheiten noch nicht ausgebrochen sind. Unter dem Vorzeichen des Vorbeugungsprinzips verschärft sich der medizinische Blick auf Erkennung frühester Krankheitsanzeichen und potentieller Risikofaktoren. Das Spektrum psychischer Verfasstheiten und Befindlichkeiten, die als Pathologien beschrieben werden, wird breiter und immer differenzierter. In Powers' fiktivem Szenario einer erkennbaren („screenbaren“) genetischen Prädisposition zum Glücklichsein

ergibt sich daraus eine kaum zu ignorierende Verpflichtung für Eltern, die sich reproduktionsmedizinischer Unterstützung bedienen können oder müssen.

Thomas Kurton selbst, der sich als Pionier einer solchen Präventionslogik und Selbstoptimierung versteht, begreift den Einsatz biomedizinischer Erkenntnis zur Verbesserung zukünftiger und gegenwärtiger menschlicher Befindlichkeit als ‚Pursuit of Happiness‘ im Sinne individueller und kollektiver Selbstermächtigung: Die Umsetzung eines solchen Wissens um Verbesserbarkeit und Machbarkeit bedeutet für ihn einen selbstverständlichen Schritt menschlicher Weiterentwicklung und lebensbejahender ‚Selbst-Vervollständigung‘, bei dem die menschliche Spezies den evolutionären Fortschritt nicht länger dem Zufall überlässt (19). Kurton selbst fungiert dabei im Text als telegener Prototyp einer solchen menschlichen Avantgarde ethopolitischer Selbstoptimierung: Innerhalb klar geregelter Tagesabläufe und Schlaf-Wach-Zyklen praktiziert Kurton ein komplexes System aus kontrolliert reduzierter Kalorienaufnahme und Einnahme von Nahrungsergänzungsmitteln. Im Falle eines mehr oder minder überraschend eintretenden Todes soll sein Körper innerhalb kürzester Zeit von der Notfalleinheit einer Spezialfirma sichergestellt, sachgerecht heruntergekühlt und kryonisch eingelagert werden, um Körper und Gehirn für zukünftig mögliche medizinische Wiederherstellungsmaßnahmen zu sichern (23). Für Kurton erfordert ‚Pursuit of Happiness‘ als Grundprinzip intelligenter menschlicher Existenz die Ausschöpfung aller Möglichkeiten und die Vorbereitung auf zukünftig Machbares. Änderungen am menschlichen Genom bedeuten für ihn lediglich wünschenswerte Korrekturen an einer fehlerhaften Blaupause und einem schlecht geskripteten Plot, von dem es sich in Ermächtigung zu eigener ‚Autorschaft‘ endlich freizumachen gilt:

The script that has kept us in gloom and dread is about to be rewritten. Labs across the globe are closing in on those ridiculous genetic errors that cause life to suicide. Aging is not just disease; it's the mother of all maladies. And humankind may finally have a shot at curing it. (57)

Was Powers' Roman an dieser Haltung vor allem kritisiert, ist, dass die etho- und biopolitische Logik des Strebens nach Glück, Gesundheit und Langlebigkeit die Basis ihrer eigenen Wissensproduktion überdeckt und vergessen macht, dass ein wesentlicher Teil ihrer Annahmen auf einer hypothetischen Basis statistischer Korrelation innerhalb erhobener Datenmengen beruht. Ein Teil von Kurtons Mitschuld am Einzelschicksal Thassas und an der beschriebenen Dynamik liegt also darin, dass er sein eigenes Caveat der Mehrfältigkeit genetischer Faktoren und der beschränkten explikatorischen Reichweite statistischer Korrelation einer ethopolitischen Ökonomie des Begehrens und der Hoffnung auf ein „Glücksgen“ fahrlässig und aus strategischem Opportunismus unterordnet (181–182).

Letztendlich jedoch erweist sich Powers' Roman hinsichtlich der Auslegung und unterschiedlichen Auffassung der ‚Pursuit of Happiness‘ als dialogisches Konstrukt, denn er konfrontiert die LeserInnen mit der unaufgelösten Mehrstimmigkeit unterschiedlicher Glücksvorstellungen, die sich trotz innerer und externer Zwänge Raum schaffen. Auch wenn die Figuren innerhalb historischer, kultureller, bio- und ethopolitischer Regulative wenig Handlungsspielraum erfahren, so führt das erzählerische Experiment des Textes den LeserInnen die Möglichkeiten einer solchen Vielfalt doch unter dem Vorzeichen vor, dass die statistische Einebnung letztlich infiniter sozialer Komplexität quantitativen Weltbeschreibungsmodellen zwar Einfluss verleiht, die Erklärungsmacht solcher Ansätze aber immer und notwendig auf den unterm Strich fiktionalen Charakter ihrer Modellhaftigkeit beschränkt bleibt. Und in dieser Erkenntnis um die Nicht-Abschließbarkeit modellierender, welterklärender Systeme liegt möglicherweise auch die wesentliche Differenz und Besonderheit literarischer Wissensproduktion.

4 Systeme der Wissensproduktion

Richard Powers selbst wird häufiger als „novelist of ‚science studies‘“¹³ beschrieben und wegen seiner vermeintlich zelebrierenden Haltung den Naturwissenschaften gegenüber auch häufig attackiert – zu Unrecht, wie deutlich wird, wenn man die differenzierte und kritische Auseinandersetzung mit Mechanismen der Wissensproduktion und Informationsdistribution in *Das größere Glück* genauer betrachtet. Zur Illustration wollen wir zwei Aspekte näher beleuchten: die Darstellung der (wirtschaftlich und historisch bedingt) veränderten Voraussetzungen von Wissensproduktion innerhalb der Naturwissenschaften auf der Ebene der Diegese und die Strukturierung eines sich selbst problematisch werdenden erzählerischen Erkenntnisprozesses als Form literarischer Wissensproduktion.

Über die Darstellung des Biologen Thomas Kurton und seines Forschungslabors Truecyte wird schon früh im Verlauf des Romans demonstriert, in welchem Maße sich die Landschaft naturwissenschaftlicher Forschung weg von traditioneller Institutionalisierung und Disziplinarität und hin zu neuen disziplinären Konglomeraten und Hybridbildungen der sogenannten *Life Sciences* und der *Technoscience* verschoben hat. Um die neuen, wirkmächtigen Dynamiken einer

¹³ Bruno Latour: Powers of the Facsimile. A Turing Test on Science and Literature. In: *Intersections. Essays on Richard Powers*. Hrsg. von Stephen J. Burn und Peter Dempsey. Champaign, IL: Dalkey Archive Press, 2008. S. 263–291, hier S. 264.

solch folgenreichen tektonischen Verschiebung in der sozialen Praxis naturwissenschaftlicher Forschung und Wissensproduktion greifbar zu machen und kritisch zu beleuchten, beobachtet der Text die Wissenschaftskultur naturwissenschaftlicher Labore, Forschungs-, Diskussions- und Publikationspraktiken. Die im Zusammenhang mit der ‚Pursuit of Happiness‘ schon diskutierte Übermacht biologischer und biomedizinischer Diskurse, die weit bis in den Bereich individueller Lebens- und Alltagsgestaltung hineinreicht, wird hier insofern relativiert, als diese Diskurse im Kontext ihrer Entstehung gezeigt werden: im Kontext eines sozialen Netzwerks diverser Akteure, in dem unterschiedlichste historische und kulturelle Praktiken, ideologische Überzeugungen und ökonomische Interessen ihren Ausdruck finden.

Insbesondere die Figur Thomas Kurton steht dabei im Fokus der Betrachtung. Einerseits stilisiert er sich zum Ausnahmewissenschaftler, genialen Forscher und erfolgreichen Unternehmer, der Forschung als Suche nach wissenschaftlicher Erkenntnis archaisierend mit der Metapher der Mammutjagd beschreibt. Gleichzeitig begreift er seine eigene Forschungspraxis im Narrativ evolutionärer Fortentwicklung von Wissenschaft und Menschheit, innerhalb dessen komplexe, nicht-lineare Muster Vorstellungen von individuellem Handeln und damit individueller Verantwortung längst ersetzt haben. Sowohl seine Entdeckung Thassas als genetischem und neurobiologischem Ausnahmefall als auch seine Entmachtung in seiner eigenen Firma sind in dieser Hinsicht und gemäß Kurtons eigener Logik weder überraschend noch persönlich zu nehmen, sondern lediglich Bestandteile evolutionärer Verhaltensmuster, die nicht individuell adressierbar sind.

Trotz erbitterter Auseinandersetzungen um die Validität und Erklärungsmacht jener genetischen Sequenz, welche die Medien irreführend als „Glücksgen“ bezeichnet hatten, und der sozialen Verwerfungen, die eine solche Bekanntmachung zur Folge hat, bleibt Kurton konsequent ungerührt. Für Truecyte als Unternehmen ist das tatsächliche Ergebnis dieser Debatten nicht primär relevant, denn die unmittelbare Wertsteigerung und die zu erwartenden Investitionszugewinne resultieren bereits aus der *Publicity* und dem Interesse an der Vermarktbarkeit einer potentiell bahnbrechenden Entdeckung. Der Wechsel von Forschungsinstitutionen in den privaten Sektor macht den Erfolg wissenschaftlicher Forschung messbar in Kategorien wie Risikokapital und *Shareholder-Value*, die nicht primär Prozessen wissenschaftlicher Erkenntnisbildung folgen, sondern eigenen, ökonomischen Dynamiken unterworfen sind. Auch wenn sich die Veröffentlichung von Kurtons Studie als überstürzt herausstellen sollte, wird der wirtschaftliche Nutzen der Veröffentlichung den temporären Misskredit einer nicht oder nur teilweise verifizierten Studie bei Weitem aufwiegen, wie uns der an dieser Stelle intern durch Kurton fokalisierte heterodiegetische Erzähler erklärt: „They’re a private company after all, accountable to no one but their investors.

Write off the loss, manage the resulting publicity, and stake a new claim.“ (195) Was also eingangs als bloße Verschiebung hin zu neuen wissenschaftlichen Technologien und finanzieller Deregulierung im privatisierten Wissenschaftsbetrieb erschien, manifestiert sich als tiefgreifender struktureller Wechsel, der die Dynamik wissenschaftlicher Debatten und die methodologischen Prioritäten naturwissenschaftlicher Wissensproduktion nachhaltig verändert: „The mastodon has evolved. It’s a whole new elephant.“ (195)

Kurtons legitimierendes Narrativ einer überindividuellen und unaufhaltsamen Dynamik fortschreitender wissenschaftlicher Evolution destabilisiert sich lediglich einmal und vorübergehend als er von Tonia Schiff im Interview mit seiner ethischen Verantwortung für Thassas beunruhigenden Bekanntheitsgrad konfrontiert wird. Dies ist der einzige Augenblick im Roman, in dem sich der sonst so charmante und mediengewandte Kurton hinter die engen Grenzlinien traditionell spezialisierter Disziplinarität zurückzieht und Unverständnis mimt: „I frankly don’t understand most of this reaction. Mass psychology is too hard for me. Genomics is trivial, compared to sociology.“ (251) Ungehalten und defensiv deflektiert Kurton, der sonst jederzeit bereit war, die universelle Erklärungsmacht der ‚Life Sciences‘ als Primärwissenschaft zu reklamieren, jegliche gesellschaftliche Kompetenz außerhalb seines eigenen Feldes und weist damit alle Verantwortung für die Konsequenzen seines Agierens als Wissenschaftler jenseits seiner Disziplin zurück. Nur zu bereitwillig ignoriert er im kritischen Moment seine eigene Rolle und sein instrumentelles Interesse am Medienzirkus um Thassa – und macht den LeserInnen so sein utopisches Projekt einer glorreichen menschlichen Zukunft mittels der progressiven Macht der Naturwissenschaften mehr als suspekt. Wenn der bedauernswerte Einzelne derart nahtlos dem Wohl des großen Ganzen geopfert werden kann, dann scheint an dieser Stelle – bei allem glaubhaft guten Willen zum letztendlichen Glück für eine größtmögliche Anzahl von Menschen – doch auch der potentiell totalitäre Charakter eines solchen Heilsversprechens durch naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn auf: „Men will grow daily more happy, each in himself, and more able to communicate happiness to others. [...] [W]hatever was the beginning of this world, the end will be glorious and paradisiacal, beyond what our imagination can now conceive.“ (136, 129)

5 Beobachten und Erzählen – Wissensproduktion und Komplizität

Der Roman nimmt zum einen eine inhaltliche Problematisierung von Prozessen institutioneller Wissensproduktion auf der Ebene der erzählten Welt vor. Inter-

essant ist dabei die Betonung des Visuellen, die augenscheinliche Privilegierung von Beobachtung als traditionell wichtigster Quelle empirischen Erkenntnisgewinns. Allerdings reflektiert Powers' Roman die Mechanismen von Beobachtung, Beschreibung, Kategorisierung und Konsolidierung von Erkenntnis auch auf der Ebene des Erzählvorgangs. Denn medienspezifisch für Erzählliteratur fungiert hier die Erzählinstanz als primäre Quelle für Informationsvermittlung und den strukturierten Prozess der literarischen Wissensproduktion. Durch eine selbst-reflexive Erzählperspektivengestaltung verweist der Roman auf die Aporien, die mit medialen, wissenschaftlichen und erzählerischen Beobachtungsleistungen verbunden sind.

Die heterodiegetische Erzählinstanz ist in *Das größere Glück* nicht eigens als Figur ausgestaltet und erscheint lediglich als variabel intern und extern fokalisierende Stimme. Doch sie bewegt sich in irritierender Weise auf der Grenze zwischen Figur und körperloser Stimme. Sie choreographiert explizit die diegetische Welt, beispielsweise mit Wendungen wie „so there's a scene where“ (77, 92) oder „[f]orgive one more massive jump cut. This next frame doesn't start till two years on“ (79). Sie zeigt sich als teilnehmender Beobachter stärker in das Geschehen involviert, als wir es einer heterodiegetischen Erzählinstanz – die sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass sie *nicht* Teil der diegetischen Welt ist – für gewöhnlich zubilligen. Sie schaltet sich außerdem immer wieder mit Überlegungen über die Qualität ihres eigenen Erfassens des Geschehens und mit metafiktionalen Reflexionen ein. So z. B. gleich zu Beginn des Textes, den wir im Folgenden in einiger Ausführlichkeit zitieren wollen, um auf die Komplizität oder unumgängliche Involvierung hinzuweisen, die der Text dem häufig idealisierten Vorgang der vorgeblich neutralen, distanzierten Beobachtung zuschreibt:

A man rides backward in a packed subway car. This must be almost fall, the season of revision. I picture him in the thick of bequest, tunneling beneath the *I Will City* [...].

He's just thirty-two, I know, although he seems much older. I can't see him well, at first. But that's my fault, not his. I'm years away, in another country,¹⁴ and the El car is so full tonight that everyone's near invisible.

Look again: the whole point of heading out anywhere tonight. The blank page is patient, and meaning can wait. I watch until he solidifies. (3, Herv. im Orig.)

I force my eyes down over the scribbler's left shoulder, spying on his notes. The secret of all imagination: theft. I stare at his yellow legal pages until they resolve. They're full of lesson plans.

14 Mit der Bemerkung „I'm years away, in another country“ deutet die Erzählinstanz bis zum Schluss das einzige Mal eine zeitliche und räumliche Verortung des Erzählvorgangs an (3).

I know this man. He's been fished from the city's adjunct-teacher pool, an eleventh-hour hire. [...] [T]his fluke part-time night job is his last hope for rehabilitation. He never expected to land such a plum again. Death and resurrection. I know this story, like I wrote it myself. (4)

No, you're right: those streets don't really run that way. That neighborhood is a little off. The college isn't quite there; it's not *that* college. This place is some other Second City. [...] And these words are not journalism. Only journey. (6, Herv. im Orig.)

Paradigmatisch ist hier zu sehen, wie sich der Erzählprozess als Mischung ausweist zwischen der Beobachtung von vorgefundenem Material und dessen imaginativer Anreicherung und Variation, beispielsweise auf der Basis des Archivs bekannter Narrative (vgl. 109). Genau dieser Problematik widmet sich Russell Stones Kurs in Kreativem Schreiben „Journal and Journey“. Die Konzeption des Kurses in *creative non-fiction* stellt seine Studierenden vor die Frage: „[A]re we supposed to be making up stories, with a plot and everything? Or are we just supposed to put down what actually happens?“ (37) Diese Unterscheidung, die bestenfalls heuristisch zu treffen, letztlich aber notwendigerweise aporetisch zu verstehen ist, bleibt auch für Russell, für Tonia Schiff und die Erzählinstanz sowie für die Leserinnen und Leser eine Aufgabe.

Beobachtungen sind grundsätzlich positionell gebunden und damit immer relational; sie bedürfen einer nachvollziehbaren Beschreibung, um zugänglich und verständlich zu sein. Sie müssen über Konventionen kanalisiert und in einen Plot eingebettet werden, um kommunizierbar, bedeutungstragend und plausibel zu sein. Tonia Schiff weiß: So endet der schwebende Zustand der Forschung, „[o]bservation washed away by certainty“ (81). Um Verfestigungen herkömmlicher Denkweisen zu entgehen, folgt Russell Stone daher dem Lebensmotto: „When you're sure of what you're looking at, look harder.“ (7)¹⁵ Auch fiktionale Konventionen zwingen den Dingen eine Form auf. In einer plötzlichen Einsicht führt Russell Stone seine Schreibblockaden deshalb auf „the unbearable burden of a plot“ zurück:

Plot is preposterous: event following event in a chain of clean causes, rising action building to inevitable climax and resolving into meaning. Who could be suckered by that? The classic tension graph is a vicious lie, the negation of a mature grasp of reality. [...] In reality, a million things happen all at once for no good reason [...]. (273)

¹⁵ Interessanterweise ist es die Erzählinstanz, die Russell „[f]or convenience“ ihr eigenes Lebensmotto verleiht (7), was erneut die programmatische Distanz zwischen der heterodiegetischen Erzählinstanz und der diegetischen Welt fragwürdig werden lässt.

Auch Tonia Schiff gelangt zu der Einsicht, dass ihre 42-minütigen „Over the Limit“-Sendungen, die sie in jeweils sechzigstündiger Arbeit herstellt, nicht einfach dokumentarische Abbildungen – „an accurate map of the present at the scale of one to one“ (65) – sind. Nach einer Auseinandersetzung mit ihrem Produktionsteam über den simplifizierenden Schnitt der Kurton-Episode rückt die konstruierende Dimension ihrer Dokumentationsarbeit, die bestimmten Skripten folgt und sie als Autorin bei der Hervorbringung von Fakten stärker involviert, als ihr das lieb ist, deutlicher ins Blickfeld: „[A]ll she has ever tried for, the thing she has wanted to be from birth. Blameless observer. But the blameless can't afford to look. Just looking is already the worst kind of guilt.“ (259)¹⁶

Der Roman macht deutlich, dass die Gewinnung einer distanzierten literarischen Perspektive besonders dann für die Erkenntnisgewinnung fruchtbar werden kann, wenn sie als künstliche markiert ist, etwa durch kreative Transformation oder durch zeitliche oder räumliche Abstände. Dies geschieht etwa in Thassas per Hand nachbearbeiteten filmischen Sequenzen zu den Heimatsehnsüchten von Immigranten in Chicago (51). Auch Russells Schwärmen für räumliche und temporale Verfremdungen thematisiert die Kulturtechnik erzählerischen wie betrachtenden Perspektivierens. Den Blick auf Chicago vom Hancock Tower aus genießend, wertet Russell Perspektiven von „[h]igh up or deep down“ – „Or far away in some parallel universe. A thousand years before or after, anywhere but now“ – als Befriedigung eines „[i]nfinite hunger for the unreal“ (95). Anders als realistische Protokolle, die ihre eigene formende und perspektivierende Arbeit transparent, unmerklich, und der bloßen Abbildungsfunktion geschuldet erscheinen lassen,¹⁷ können als künstlich markierte Repräsentationsformen den Rezipienten zwar bis hin zur Empfindung eines Momentes des Erhabenen affizieren, bleiben, wie Thassas filmische Nachbearbeitungstechniken, in dem Prozess aber selbstreflexiv und sichtbar.

Wo Bruno Latour und Steve Woolgar für den wissenschaftssoziologischen Blick das Mittel der „anthropological strangeness“ vorschlagen, das durch ein quasi-ethnographisches Fremd-Machen die habitualisierten Kurzschlüsse vertrauter Wahrnehmung umgehen und Prozesse der Interaktion und institutionellen Wissensproduktion neu sichtbar machen soll,¹⁸ scheint Powers' Erzählinstanz

¹⁶ Später weist sie ihrer Tätigkeit eher ermöglichende als dokumentarische Funktion zu: „She cues up her rough clips and searches for a way to splice their cataclysms into a future worth birthing“ (81).

¹⁷ Die Erzählinstanz spricht von „the whole threadbare patch job of consoling conventions“ (273).

¹⁸ Vgl. Bruno Latour und Steve Woolgar: *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Princeton, NJ: Princeton UP, 1986. S. 29.

im Text etwas Ähnliches zu generieren, um die kulturell eingeschriebenen Abläufe von Beobachten, Beschreiben und Erzählen aus der verdeckten Substruktur der Wissensproduktion zurück in den Bereich des Sichtbaren zu holen. Sowohl die sich selbst unterwandernde Erzählhaltung als auch die diegetische Thematisierung von Beobachtungs- und Darstellungsprozessen im Roman rufen in Erinnerung, dass die Selbstvergessenheit des Beobachters durchweg problematische Konsequenzen hat. Denn Wahrheiten werden nicht einfach aufgedeckt und als solche gezeigt; um einen Sachverhalt als wahr und relevant zu kommunizieren, werden narrative, institutionelle und ökonomische Einbettungen und Rahmungen vorgenommen sowie Sendezeitpunkte, Kanäle, und ein designiertes Publikum bestimmt.

Powers' Roman leistet also eine explizit markierte, fiktionale Beobachtung und Beschreibung unterschiedlich verorteter sozialer Beobachtungs- und Wissensproduktionsvorgänge. Der Erzählprozess und die Thematisierung der Bedingungen und Konventionen der Herstellung einer überzeugenden fiktionalen Welt unterstützen die auch auf der diegetischen Ebene vorangetriebene Artikulation von wissenschaftlicher Wahrheits- und Wissensproduktion als vielschichtigem, medial und gesellschaftlich bedingtem Prozess. Die Herstellung wissenschaftlicher Fakten ist auf eine gesellschaftlich eingebettete Übersetzung konventionalisierter und streng kontrollierter empirischer Beobachtungsszenarien angewiesen. Und Übersetzungsprozesse sind immer eine hochkomplexe Angelegenheit: Sie involvieren medial spezifische, kontext- und adressatengerechte Kommunikationsprotokolle. Die fiktionale Welt des Romans gewährt Einblick in die institutionellen Strukturen und sozialen Prozesse, die mit einer solchen Produktion biotechnologischen Wissens einhergehen, und fragt nach den Konsequenzen seiner Verbreitung in einem kulturellen Umfeld, das auf eigenverantwortliches *Self-improvement* abonniert ist.

6 Die Leistungen fiktionaler Wissensproduktion

Die spezifische Leistung der literarisch erzählenden Wissensproduktion liegt darin, dass sie immer schon – manchmal *weniger* und manchmal, wie im vorliegenden Fall, *sehr* deutlich – in den Prozess der Fiktionalisierung eingebettet ist. Sie weist sich so selbst als prinzipiell unabgeschlossen und kontingent aus. Diese fiktionspezifische Ausstellung der Nicht-Abschließbarkeit welterklärender Modelle erfolgt in *Das größere Glück* am Schluss noch einmal über das irritierende *surprise ending*, das sich an Thassas Suizidversuch und den Abtransport ihres praktisch leblosen Körpers durch den Notarzt anschließt.

Zwei Jahre später trifft Tonia Schiff Thassa in einem Café im Norden Tunesiens. Thassa wird als eine Erscheinung beschrieben, „an apparition“ (294). Die beiden sehen eine Videofilmsequenz über die freudetrunkenen ersten Gehversuche eines kleinen Mädchens an – offenbar handelt es sich um eines der Kinder, das aus Thassas Eizellen entstanden ist. Doch plötzlich lösen sich die Materialien der Szene in dem Café nach und nach auf und geben zum Abschluss des Romans den letztlich uneinholbaren Komplexitäten der realen Welt Raum. Die Erzählinstanz schildert, wie zunächst die Bücher verschwinden, die Tonia mitgebracht hat, die Kamera, der Text der Speisekarte, die Geräusche im Café, die Einrichtungsgegenstände, schließlich auch Tonia Schiff – bis nur er oder sie selbst – nun doch als Figur – und Thassa sich für einen Moment „[of] shared joy“ (296) in diesem Imaginationsraum gegenüber sitzen.

Das Ende irritiert, weil sein Status und sein Verhältnis zum Rest des Textes insofern unklar bleiben, als das Einbrechen des heterodiegetischen Erzählers in die erzählte Welt und die allmähliche Auflösung der Diegese erzählerische Konventionen verletzen. Damit vollzieht das Ende etwas, das man mit einem Begriff des amerikanischen Geistesgeschichtlers Martin Jay als „denigration of vision“¹⁹ bezeichnen könnte: Es entzieht der konventionell visuell gefassten Kontrolle über äußere und innere Welten die unbedingte Autorität, indem es vorführt, dass vermeintlich neutrale Wahrheitsdiskurse distanzunterlaufende Implikationen mitführen. Mit dem Auftreten des Erzählers auf der diegetischen Ebene löst sich seine ohnehin als prekär ausgewiesene Beobachtungsperspektive ebenso auf wie die Distanz zwischen LeserInnen und Text. Die Diegese wird instabil, sie entzieht sich und entlässt die LeserInnen in eine Leere, die eigene und explizite Ordnungsstiftungen erfordert. Die Doppelung des Endes bzw. die Überschreibung des möglichen Todes der Protagonistin literalisiert die Nicht-Abschließbarkeit fiktionaler Modelle und impliziert einen Aufruf zur Pluralisierung von prinzipiell kontingenten Blick- und Abbildungsregimen, eine Pluralisierung von Modellbildungen. Fiktion arbeitet an solchen Pluralisierungen, indem sie immer wieder neue fiktive Weltmodelle zur Verfügung stellt, die menschliche Imaginationskräfte testen und erweitern. Ihr Wert bemisst sich daran, in welchem Maße sie – sei es durch spielerischen oder polemischen Kontrast, durch Ausschmückung, Ironisierung, Übertreibung oder eine andere Art der Verfremdung – bestehende, disziplinär produzierte Wissensarchive infrage stellt und alternative Formen des Verstehens innerer und äußerer Welten eröffnet. Treffend formuliert Sacvan Bercovitch die

¹⁹ Martin Jays Studie *Downcast Eyes. The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*. Berkeley: University of California Press, 1993, untersucht die Auseinandersetzung der französischen Theorie des zwanzigsten Jahrhunderts mit der Tradition des okularzentrischen Denkens und visuell gefassten Kontrollregimen.

Aufgabe der Literaturwissenschaft, die sich aus dieser Verfremdungsleistung ergibt, folgendermaßen:

Literary criticism [...] allows [...] [cultural critics, A. K., K. H.] to contextualize what we know disciplinarily about culture – the truths-up-to-a-point of the human sciences – in terms of make-believe literary facts. The purpose is not to transcend the world out there. Quite the contrary: it is to challenge our knowledge of it in ways that return us more concretely, with more searching cultural specificity, to our nontranscendent realities.²⁰

Literatur

- Bercovitch, Sacvan: The Function of the Literary in a Time of Cultural Studies. In: „*Culture“ and the Problem of the Disciplines*. Hrsg. von John Carlos Rowe. New York: Columbia University Press, 1998. S. 69–86.
- Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Clarke, Adele E., Janet K. Shim, Laura Mamo, Jennifer Ruth Fosket und Jennifer R. Fishman: Bio-medicalization. Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine. In: *American Sociological Review* 68.2 (April 2003). S. 161–194.
- Conrad, Peter: Medicalization, Genetics, and Human Problems. In: *Handbook of Medical Sociology*. Hrsg. von Chloe E. Bird u. a. 6. Auflage. Thousand Oaks, CA: Sage, 2000. S. 322–333.
- Conrad, Peter: The Discovery of Hyperkinesis. Notes on the Medicalization of Deviant Behavior. In: *Social Problems* 23 (1975). S. 12–21.
- Fox, Nick J., und Katie J. Ward: Pharma in the Bedroom ... and the Kitchen. The Pharmaceuticalisation of Daily Life. In: *Pharmaceuticals and Society. Critical Discourses and Debates*. Hrsg. von. Simon J. Williams, Jonathan Gabe und Peter Davis. Oxford: Blackwell, 2009. S. 41–53.
- Freidson, Eliot: *Professionalism. The Third Logic*. Chicago: University of Chicago Press, 2001.
- Gibbons, Michael, Camille Limoge, Helga Nowotny u. a. (Hrsg.): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage, 1994.
- Haybron, Dan: Happiness. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Fall 2011 Edition)*. Hrsg. von Edward N. Zalta. <http://plato.stanford.edu/archives/fall2011/entries/happiness/>. Metaphysics Research Lab, CSLI, Stanford University. 6. Juli 2011 (14. April 2015).
- Höpker, Karin: Happiness in Distress – Richard Powers’ *Generosity* and Narratives of the Biomedical Self. In: *Ideas of Order: Narrative Patterns in the Novels of Richard Powers*. Hrsg. von Antje Kley und Jan Kucharzewski. Heidelberg: Winter, 2012. S. 285–312.
- Jay, Martin: *Downcast Eyes. The Denigration of Vision in Twentieth-Century French Thought*. Berkeley: University of California Press, 1993.

20 Sacvan Bercovitch: The Function of the Literary in a Time of Cultural Studies. In: „*Culture“ and the Problem of the Disciplines*. Hrsg. von John Carlos Rowe. New York: Columbia UP, 1998. S. 69–86, hier S. 71.

- Kley, Antje, und Jan Kucharzewski: Introduction. In: *Ideas of Order. Narrative Patterns in the Novels of Richard Powers*. Hrsg. von Antje Kley und Jan Kucharzewski. Heidelberg: Winter, 2012. S. 9–20.
- Kucharzewski, Jan: *Propositions about Life. Reengaging Literature and Science*. Heidelberg: Winter, 2011.
- Latour, Bruno, und Steve Woolgar: *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1986.
- Latour, Bruno: *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Harvard: Harvard University Press, 1987.
- Latour, Bruno: Powers of the Facsimile. A Turing Test on Science and Literature. In: *Intersections. Essays on Richard Powers*. Hrsg. von Stephen J. Burn und Peter Dempsey. Champaign, IL: Dalkey Archive Press, 2008. S. 263–291.
- Lemke, Thomas: *Biopolitics. An Advanced Introduction*. New York: NYU Press, 2011. S. 93–104.
- Powers, Richard: The Last Generalist. Interview with Jeffrey Williams. In: *Cultural Logic* 2.2 (1999). <http://www.eserver.org/clogic/2-2/williams.html> (14. April 2015).
- Powers, Richard: *Generosity. An Enhancement*. New York: Farrar, Straus and Giroux, 2009.
- Priestley, Joseph: Essay on the First Principles of Government. In: *The Theological and Miscellaneous Works of Joseph Priestley*. Bd. 22. Hrsg. von John T. Rutt. London: Smallfield, 1823. S. 8–144.
- Rabinow, Paul, und Nikolas Rose: Biopower Today. In: *Biosocieties* 1 (2006). S. 195–217.
- Rabinow, Paul: Artificiality and Enlightenment. From Sociobiology to Biosociality. In: *Incorporations*. Hrsg. von John Crary und Sanford Winter. New York: Zone Books, 1992. S. 234–252.
- Rose, Nikolas: Identity, Genealogy, History. In: *Questions of Cultural Identity*. Hrsg. von Stuart Hall und Paul Du Gay. Thousand Oaks, CA: Sage, 1996. S. 128–150.
- Rose, Nikolas: *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*. New York: Free Association Books, 1999.
- Rose, Nikolas: Neurochemical Selves. In: *Society* 41 (November/Dezember 2003). S. 46–60.
- Rose, Nikolas: *The Politics of Life Itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2006.
- Stepnisky, Jeff: The Biomedical Self. Hermeneutic Considerations. In: *Social Theory & Health* 5 (2007). S. 187–207.
- Stepnisky, Jeff: Antidepressants, Recognition, and the Family Drama. In: *Cultural Technologies within a Technological Culture. On the Hybrid Construction of Social Life*. Hrsg. von Christian Papilloud und Kornelia Hahn. Berlin: Lit Verlag, 2008. S. 133–152.
- Williams, Simon J., Paul Martin, und Jonathan Gabe: The Pharmaceuticalisation of Society? A Framework for Analysis. In: *Sociology of Health & Illness* 33.5 (2011). S. 710–725.
- Zola, Irving: Medicine as an Institution of Social Control. In: *Sociological Review* 20 (1972). S. 487–504.